Nummer 154 Donnerstag, 3. Juli 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die drei Riesen

Roman von Frieda Birkner

[30. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Juliet sah die drei Riesen lächelnd an.

„Nein, nein, bitte nicht vorstellen! Lassen Sie mich raten." Auf Gerald deutend, sagte sie: „Sie sind Dr. Berger."

„Ah, da staun' ich", platzte Hacker heraus.

„O," lachte Juliet auf, „jetzt hab' ich es vollends leicht. Sie sind der Oesterreicher mit dem Automobil für Seine Hoheit — und Sie sind Dr. Schröder. Nun, hab' ich es geraten?"

„Fabelhaft! Woher wissen Sie aber, daß ich Dr. Berger bin?" fragte Gerald interessiert.

„Das ist auch keine Hexerei, Herr Doktor. Ich hab' Ihr Bild als Student gesehen", sagte Juliet und sah ihn lachend an.

„Mein Bild? Als Student? Wo denn, wenn ich mir die Frage erlauben darf?"

„In Seiner Hoheit Arbeitszimmer."

„In Seiner Hoheit . . .?"

„Ja, da hängen all die Bilder aus seinen Universitätsjahren."

„Gnädigste — ich halt's nicht mehr aus! Ich platz' vor Neugierde. Lüften Sie den mystischen Schleier und sagen Sie uns, wer Sie sind."

„Halt — ich hab' es," fiel Gerald seinem Freund Hans in die Rede, „Sie sind . . ."

„Ich bin?"

„Fräulein Doktor Hartung!"

„Stimmt! Woher wissen Sie aber von meiner Existenz?"

„Mister Carwithen, der uns engagierte, erzählte uns von einer jungen Deutschen, die als Aerztin im Zenanah des Maharadschas Akalab tätig ist. Und das sind Sie."

„Geraten! — Und nun, meine Herren, dürfen Sie mich nochmals zu Ihrem Essen einladen."

„Was hiermit feierlichst geschieht."

„Dann aber auch ohne Zögern ‚ran an die Gewehre'", sagte Juliet und nahm Geralds Arm, der sie zu Tisch führte.

Nachdem der erste Hunger gestillt war, floß die Unterhaltung angeregt fort.

„Kannte einer der Herren schon Indien?"

„Ka Spur net! Wir sind alle drei blutige Neulinge in derene Sachen."

„Dann will ich Ihnen nur den einen Rat geben — wundern Sie sich über nichts — und geben Sie keiner unerklärlichen Sache auf den Grund."

„Demnach haben Sie, Fräulein Doktor, schon die verschiedentlichsten Erfahrungen hinter sich", fragte Gerald interessiert.

„Das interessanteste, das ich hier erlebt habe, war im vorigen Jahre die Fakirvorstellung zum Devali[1]) im Palast. Das Unnatürlichste, Grausigste und Unerklärlichste führten diese Menschen aus, daß mir ganz wirr im Kopf war."

„Halten Sie die ganze Sache nicht für starke Hypnose?"

„Ich neige auch zu der Ansicht und warte deshalb schon ungeduldig auf die nächste Gelegenheit, die Fakire zu sehen. Vielleicht zum diesjährigen Devali."

„Wann ist das?"

„In drei Monaten. O, Sie kommen überhaupt in eine festreiche Zeit. In einem Monat hält Fürst Akalab Hochzeit."

„O lala! Ich sag's ja, Glück muß der Mensch haben. Ob wir da eingeladen werden?", fragte Hans ganz ängstlich.

„Ganz sicher, denn Seine Hoheit liebt es, europäische Gäste bei seinen Festen zu laden. Nur Engländer nicht gern, denn mit denen ist er nicht ‚gut Freund'. Sie haben doch hoffentlich den Frack mit, meine Herren", fragte sie lächelnd.

„Den Frack?! — So was trägt man hier?" fragte Hans völlig perplex.

„Was denken Sie von Indien? — Seine Hoheit hat einen englischen Schneider."

„Na, das ist jedenfalls gut, daß wir das Mädel bei uns haben. Sagen Sie, Fräulein Doktor," fragte Hans weiter, Juliet sein Zigarettenetui präsentierend, „kennen Sie die Braut Seiner Hoheit?"

„O ja. Ich komme eben von ihr. Mit wichtigen Briefen für den Fürsten von seiner Braut. Dalna Hen Pai ist die schönste Inderin, die ich je gesehen habe. Auch hat sie einen fein gebildeten aufgeweckten Geist und spielt den Vanyo[2]) zum Entzücken."

„Also wird es eine glückliche Ehe geben?"

„Menschlicher Voraussetzung nach ja."

„Sagen's, Fräulein Doktor, wieviel Frauen hat denn der Herr Fürst in seinem Zenanah herinnen?"

„Fürst Akalab hat bis jetzt noch keine Frau", sagte Juliet fein lächelnd, und klopfte eine neue Zigarette auf den Handrücken. „Er hat ja Dalna geschworen, daß sie die einzige bleiben soll — freiwillig geschworen."

„Ah, da schaut her! Wozu sind denn aber Sie da, wenn keine Mäderln net in dem Zenanah sind", forschte Peter wißbegierig weiter.

Belustigt lachte Juliet auf.

„Oh, da sind ja noch so unendlich viele Frauen da." Danke sehr", warf sie dazwischen, und entzündete ihre Zigarette an dem Feuer, das Gerald ihr zureichte. „Da ist die alte Rani Gunari, die Großmutter Akalabs, mit ihrem ganzen Hofstaat an Weibern, da sind Frauen und Töchter von hohen Beamten, die im Palast wohnen. Da ist Banu Ela!"

„Das klingt nett! Wer ist Banu Ela?" fragte Hans.

„Banu Ela ist das Butscha im Zenanah, ist, wie wir in Deutschland sagen, eine Mündel des Fürsten, Banu Ela hat keine Eltern mehr und lebt von Jugend auf in dem Palast. Sie ist ein süßes, kaum siebzehnjähriges Mädchen, daß keinen brennenderen Wunsch kennt, als ein Leben zu führen wie ich."

„Wie ist das zu verstehen?" Hans legte ein ganz ungewöhnliches Interesse für Banu Ela an den Tag.

„Kurz gesagt — sie hat das Leben im Zenanah satt, es befriedigt sie nicht. Des längeren erklärt sie, sie möchte gern reiten, Tennis spielen, dahin gehen können, wohin es ihr beliebt — und, der schwerwiegendste Punkt, Banu Ela möchte gern arbeiten."

„Nanu, ist denn das so etwas gar so b'sonderes?"

„In einem Zenanah — o ja! Das grenzt fast an Umstürzlerideen", sagte Juliet lächelnd.

„Na, und — was geschieht nun mit Banu Ela?" Hans sah Juliet gespannt an.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Lichtfest der Glücksgöttin. [2]) Einheimisches, lautenartiges Instrument.

Die verfinsterte Stadt

Von Max Barthel

Die letzten Kinder spielten auf den Straßen, aber schon riefen die Mütter und nur noch junge Arbeiter und junge Mädchen standen in den dunklen Fluren. Aus den Fenstern lehnten sich müde Mädchen mit großen Augen und weißen Gesichtern. Die Fenster der vielen Kneipen leuchteten. Gramophone quälten sich. Mädchen gingen auf den Strich.

Thomas saß bei Edwin. Hella war da. Sie saß, die Beine angezogen, erzählend auf dem Stuhl. Sie erzählte von Tante Rina und der Frau Doktor. Hella war erst vor einer Woche aus Prag zurückgekommen. Ihr Herz war noch erfüllt vom Rausch dieser schönen Stadt. Hella haßte Berlin, diese Steinwüste, diese verfinsterte Stadt, diese Stadt ohne Herz, die eine einzige große Fabrik ist, eine grobe, krachende Maschine des Geldverdienens.

„Es ist grausig," sagte Hella. „Tante Rina stirbt stückweise. Und das schon drei Jahre. Die Frau Doktor ist eine alte böse Hexe, wir haffen uns, aber ich bewundere doch, wie sie mit eiserner Energie den großen Haushalt zusammenhält. Es gibt in der Wohnung sieben Vorratskammern. In jeder ist ein viertel Pfund Margarine und eine Fingerspitze voll Tee. Nach außen wird die Illusion des alten Reichtums aufrecht erhalten. Das Haus bringt monatlich tausend Mark Miete, achthundert gehen davon für Steuern ab. Von den zweihundert leben im Monat acht Leute. Die ganze Wohnung ist voll von altem Gerümpel aus alter Zeit. Im Zimmer, wo ich mit Wölfchen lebe, steht natürlich ein geschnitztes Rauchtischchen mit Zigarrenschere, Kerze und verziertem Aschenbecher. Darunter ein gehäkeltes Deckchen, an den Fenstern schwere Vorhänge, daß ja kein Licht ins Zimmer kommt, uralte Bilder an den Wänden und auf den Schränken die üblichen Hausgreuel: Schlangen, die aus giftgrünen Bäumen herniederzüngeln, ein Moses mit rotgetupftem Horn, ein Otterei, das sich neckisch öffnet und einen Hasen herausspringen läßt. Kein Mensch raucht in dem Haus, es ist kein Geld da, aber die sieben Rauchtische müssen sein. In jedem Zimmer liegen auch schwere Teppiche. Denkst du, ein Stück würde verkauft? Lieber verrecken die Leute.

Wir haben Agnes. Agnes ist der Trost im Hause. Agnes ist vom Lande und treu und deutschnational zugleich. Am ersten Tag, als ich aus Prag zurückkam, sagte sie „Gnädige Frau", am nächsten Tag

aber nur „Frau Doktor" und jetzt simpel und schlicht: „Frau Silbermann". Agnes verachtet mich, weil ich arbeitslos bin. Das ist Agnes. „Weißt du keine Arbeit für mich, Thomas?"

Aber Thomas war selber arbeitslos. „Was macht dein Mann?" fragte er. „Wölfchen macht Examen", sagte sie. „Natürlich wird er durchfallen und das mit Glanz. Dann bin ich natürlich schuld als „physische Belastung". Das ist immer so. Wenn etwas schief geht, ist immer die Frau schuld, aber niemals der Mann. Ich kenne das schon." Sie maulte noch lange, aber auch Thomas konnte die Melodie, er nahm seine Mütze und sagte „Addio" und ging.

Auf der Straße hörte er „Die Heiligen der letzten Tage" singen. Jeden Donnerstag kamen sie in ihrer Kapelle zusammen und sangen die alten demütigen Lieder vom Untergang der alten verfluchten Welt und vom strahlenden Aufstieg in das himmlische Licht. Durch die dunkle Demut der alten finsteren Gheräle läuteten die goldenen Glocken junger Mädchenstimmen. Die Uhr schlug die neunte Stunde.

Thomas streifte durch den Osten der Stadt, trieb und ließ sich treiben. Er zählte so nebenbei auf dem Weg zum Bahnhof zweihundertundzwölf

Kneipen und dreiundachtzig Dirnen, die an den Straßenkreuzungen lauerten, die armen geduldigen Tierchen.

Auf einem der kleinen kümmerlichen Plätze mitten im steinernen trostlosen Meer der Mietskasernen machte Thomas halt. Er setzte sich auf einen Brunnenrand. Der Brunnen war lange schon vertrocknet. Kinder spielten in der flachen Mulde. Thomas sah neben zwei Frauen. Die eine mit weißem, schimmerndem Gesicht und heller Stimme beugte sich der anderen zu, die still und geduldig, wie ein Schatten, neben ihr verging. Die Frau mit dem schimmernden Gesicht sagte: „Ja, und sechs Mark gibt er die Woche für das Kind. Ich habe ich von der Schicht, morgens um fünf Uhr begannen die Wehen, und in der Nacht um elf Uhr war das Kind da. Es war eine leichte Geburt. Heiraten? Nein, ich heirate nicht mehr. Wenn man einen Mann haben will, braucht man doch nicht zu heiraten."

Thomas ging weiter. Der Bahnhof wuchs mit vielen Lichtern über den verdunkelten Häusern und Abteilequartieren auf. In den Wartesälen saßen Arbeiter, Bauern, Frauen und Kinder. Auswanderer und Saisonarbeiter schliefen, die müden Köpfe auf den verschmutzten Tischen und erwarteten die ersten Morgenzüge. Das war die zehnte Stunde.

Aus ihren Löchern kamen immer mehr Mädchen auf die Straße, gepudert und verlockert, mit roten Lippen und geschminkten Gesichtern. Die Fähnchen ihrer Kleider schimmerten weiß und rot durch die Dunkelheit. Thomas sah ihr verzerrtes Lächeln, ihr absichtendes Lächeln, das Verlockung sein sollte und doch nur traurige Attrappe war. In den schwarzen Nebenstraßen lagen die Animierkneipen, mit ihrer geheimnisvollen Aufmachung ganz auf die Provinzpunkt zugeschnitten, die nach billigem Vater lüfterten.

Thomas wanderte weiter die leere, dunkle Straße, bis er auf die Hauptstraße stieß, die noch voller Leben und Bewegung sprudelte. Lichtreklamen flammten von den Stirnwänden der Häuser, Musik strahlte aus den Kaffeehäusern. Nun schlossen sich die Kinos und billigen Theater. Die Straße strömte. In den Gesichtern der Menschen war noch der Schimmer von den wilden amerikanischen Verbrecher- und Heldengeschichten, die sie gesehen hatten, atemlos, herzklopfend: Kleine Mädchen, kaum der Schule entwachsen, lüfterten durch den Sommerabend. Kontormädchen, die schwarzen Mappen in den weißen Händen, schlenderten von der Nachtarbeit nach Hause und verweilten bei schönen Kleidern an den blitzenden Scheiben der großen Kaufhäuser. Thomas ging planlos eine Stunde durch die Straßen. Die elfte Stunde hatte geschlagen. Er setzte sich in die Bahn und fuhr quer durch die Stadt hin nach dem Norden.

Es war Mitternacht. Die Straßenzüge waren verödet. Dunkel klappte der Schritt eines Heimkehrers. Die armen eingesperrten Hunde genossen wie toll, von ihren Leuten auf die Straße geführt, zwei Minuten Freiheit, schlangen ihr Wasser ab in den Rinnsteinen und saufen durch die Straße, bis sie der Pfiff des Herrn zur Knechtschaft zurückpfiff. Auch im Norden standen Dirnen an den Straßen, sechsjährige Kinder und vierzigjährige Frauen. Die Kneipen wurden langsam geschlossen. Die leuchtenden Fenster in den grauen Fassaden der Häuser erloschen immer mehr. Die letzten Bahnen fuhren durch tote Straßen. Thomas ging heim. Die letzten Türen wurden geschlossen, die letzten Fenster, alle Lichter loschen aus. Liebespaare, armverschlungen, taumelten selig durch die verfinsterte Stadt.

Nun kam wieder eine Hauptstraße, die auch in der Nacht lebte. Vor Thomas ging ein Mädchen. Sie war schön und verdorben. Die Männer waren hinter ihr her. Sie schlug alle Angriffe ab. Da überholte sie ein dicker Mann mit Strohhut und fettem Kinn. Er redete lange auf sie ein, als sie an einem Schaufenster verweilte. Dann ging er forsch weiter.

„Nun," sagte Thomas zu dem Mädchen, „was wollte der dicke Mann?"

„Bei mir Granit", sagte das Mädchen und lachte, „der war von der Sitte von wegen sowieso. Aber da war nichts zu machen." Sie warf Thomas einen Blick zu, der mehr war als Abschätzung und Attrappe und lief, das Kleidchen gerafft, über die Straße. Da schlug die zweite Stunde. Thomas schlief in dieser Nacht nicht allein.

La Biccocca

Wenn einem ein Maisänder klagt, er habe keine gute Stunde mehr im Leben, dann sollte man ihm raten: „Junger Signore, gehen Sie nach La Biccocca — da haben Sie zwei gute Stunden!"

Zwei Stunden, nicht länger, und der Mann, der Italien besucht, kann Biccocca gemächlich erreichen. Wofern er ein Deutscher ist, wird er das in Kniehosen und Wadenstrümpfen tun; woran jeder Deutsche in Italien als solcher erkenntlich ist. (Genau so, wie in Deutschland ein Mensch, der im Rufferkittel herumläuft, im Zweifelsfalle als echter Russe angesprochen wird. Oder sprechen wir ihn schon gar nicht erst an, lieber Hans-Joachim!)

Ein Schweizer-himwieder hätte allen Anlaß, um Biccocca einen großen Bogen zu machen. Bedeker erwähnt das Dorf überhaupt nicht. Und doch ist es vor 400 Jahren, oder, wenn man Genauigkeit liebt, vor 402 Jahren, zu einer Berühmtheit geworden — die es freilich nicht ausgenützt hat, mit Heldennalen und Deutschen Tagen und so . . .

Dummemals war der deutsche Kaiser Carolus Quintus wegen der noch unausgeglichenen Ansprüche auf Mailand mit seinem Kollegen, dem König Franz I. von Frankreich, in Krieg verwickelt, zu dem ihm das Glück drei tüchtige Generale geschenkt hatte: da war der Römer Prosper Colonna aus dem altberühmten Ghibellinenhause, von dem in den Tagen Philipps des Schönen von Frankreich einer den Papst eigenhändig mit Ohrfeigen regaliert hatte. Da war dessen Vetter Ferdinando Avalos, Marchese von Pescara, der Gatte der schönen Vittoria Colonna, mit der er seit seinem dritten Lebensjahre verlobt und erzogen gewesen war und die ihm nach seinem frühen Tode in einem feurigen Heldenepos eigenhändig besungen hat. Und da war endlich der Rittergutsbesitzer von Mindelheim in Schwaben, der alte, gewaltige Landsknecht-Obrist Herr Georg von Frundsberg!

Dieser Zeitgenosse Dr. Martin Luthers und Götz von Berlichingens stieß zu seinen Kollegen von Norden her mit seinen deutschen Landsknechten, nachdem er, wenn auch nicht eigenhändig, so doch von 2000 Bauern sich einen Weg über die rauhesten Alpen des Veltlin hatte aushauen lassen.

Einmal vereinigt, hauten Colonna, Pescara und Frundsberg die mit den Franzosen verbundenen Schweizer 1522 bei Biccocca aus. Mit der Schlacht bei Biccocca ward die Macht der Schweizer gebrochen; sie hüteten seitdem nur als Trabanten die Schwellen der europäischen Fürsten, und der Stier von Uri blies nunmehr nur noch nach Kühen. Nur noch nach Kühen!

Victor Helling

Der Held an der Kasse. In dem hitzigen Konkurrenzkampf der Gegenwart suchen die amerikanischen Filmleute nach immer neuen Sensationen, um das Publikum anzulocken. Auf eine ganz neue Idee ist kürzlich ein New-Yorker Filmtheaterbesitzer verfallen. Er zeigte in großen Inseraten an, daß an einem bestimmten Tage kein geringerer als der bekannte Filmschauspieler X., der in dem gerade vorgeführten Film die Hauptrolle spielte, — an der Kasse sitzen und die Billetts verkaufen würde. Natürlich eilte die gesamte New-Yorker Backfischschar herbei, um sich von dem Traum ihrer schlaflosen Nächte eigenhändigt das Billett geben zu lassen. Man könnte sich fragen, ob denn besagter Kinostar es nicht unter seiner Würde — — aber i wo! Er sorgte für ein volles Haus, er bekam sicherlich ein ansehnliches Gehalt für seine Kassiererstätigkeit und — er machte sich zugleich populär.